

Einsetzen Klüder fehlten, die durch Friedmann und Schindler ersetzt worden waren. Durch ihr besseres Spiel kamen die Chemnitzer bereits in der 6. und 14. Minute durch Helmchen zu zwei Toren, doch verkürzte die Dresdner kurz darauf auf 2:1. Noch vor der Pause stellte Klüder das Ergebnis auf 3:1. Bereits drei Minuten nach Wiederbeginn holte Hegne das zweite Tor für die Dresdner heraus, die dann die Chemnitzer förmlich belagerten. Nur auf wenige Vorstöße waren die WSBer beschränkt, die mit Glück und Geschick das dauernd stark bedrängte Tor verteidigten und das knappe Siegsergebnis von 3:2 halten konnten. Wie drückend die Ueberlegenheit der Dresdner war, beweist am besten das Endzählergebnis von 15:4 für die Sportfreunde.

Von den Gaujugendvereinen lieferte der Dresdner Sport-Club in Bautzen dem SV Budissa ein Gesellschaftsspiel, das torlos endete; während die Bauzner mit aller Hingabe kämpften, vermochten die DSBer nicht sonderlich zu überzeugen. Wader Leipzig trug gegen Eintracht Leipzig ein Gesellschaftsspiel aus und unterlag unerwartet gegen den Bezirksklassenverein mit 2:0, dagegen siegte Fortuna Leipzig in Jwentau gegen den dortigen WSB sicher mit 3:0.

Schweden - Deutschland 2 : 1 im Hallen-Tennisländertkampf in Hamburg.

Die prächtige Hamburger Tennishalle war wieder einmal der Schauplatz eines großen Tennisländertkampfes, dem 7. Hallen-Tennisländertkampf zwischen Deutschland und Schweden, zu dem Tausende und aber Tausende aus nah und fern herbeigekürt waren.

Die deutsche Davis-Pokal-Mannschaft, bestehend aus von Cramm, Henkel, Lund und Densler, war infolge Trainingsmangels von vornherein gegenüber den prächtig durchtrainierten schwedischen Hallenspezialisten Schröder und Vestberg etwas im Nachteil, was sich dann auch in den einzelnen Spielen zeigte.

Im Einzelspiel Schröder gegen den jungen Henkel zeigte sich der Schwede in blendender Verfassung und holte sich die beiden ersten Sätze mit 6:2, 6:0, während er den letzten Satz und damit den Sieg erst nach Kampf mit 7:5 an sich riß. Der zweite Kampf zwischen den alten Rivalen von Cramm und Vestberg zeigte alle Feinheiten des Tennisspiels. Unser deutscher Meister von Cramm mußte alle seine Kunst und Technik anwenden, um über den Schweden mit 8:6, 5:7, 6:3, 6:3 siegreich zu bleiben.

Im Doppelspiel, das deutscherseits mit von Cramm-Lund besetzt war, waren die beiden aufeinander eingespielten Schweden Schröder-Vestberg nicht zu schlagen, und mit drei Sätzen 7:5, 6:4, 6:3 holten diese den zweiten Punkt für Schweden.

Deutschlands beste Turner in Frankfurt

Zum sechsten Male wurden in der reißlos ausverkauften Frankfurter Festhalle die Deutschen Meisterkämpfe im Kunstturnen durchgeführt. Dieser Turnerkampf übertraf alle vorhergegangenen Treffen um die Meisterkappen an Größe und Erfolg, denn auf Grund der Endergebnisse dieser Meisterkämpfe wird die deutsche Olympiamannschaft für 1936 aufgestellt.

Die Turnübungen wurden in zwei Stufen durchgeführt. In der Olympia-Klasse gab es schon nach den ersten Geräten eine Ueberrajung, als der deutsche Meister im Kunstturnen, A. Schwarzmann, unglücklich turnte und hinter die in Führung liegenden Winter und Frey zurückfiel. Nach dem fünften Gerät lag Frey mit 98,8 Punkten an der Spitze vor Winter mit 98,1 Punkten, Steffens mit 94,3 und Schwarzmann mit 93,7 Punkten. Sehr gut war an den Geräten auch der Berliner Mosk, der mit 89,1 Punkten an sechster Stelle lag.

Beim sechsten Gerät wurde am Reck geturnt, wo dem Weltmeister am Reck, Winter, die Krielenwelle mit Zwiegriff mißlang und er dadurch zurückfiel. Durch diesen Verlager blieb Frey mit über 3 Punkten Vorprung (118,8) in Führung vor Winter (115,5), Schwarzmann (113,7), Steffens (113,5) und Friedrich (111,5).

An dieser Reihenfolge dürfte sich wohl nicht viel ändern, da Frey auch in der Kür sehr gut und sicher ist. Die darauf folgende Prüfung der Turner in der völkischen Aussprache wurde von allen beifolgend.

Völkerverbindender Sport

Rede des Reichsportführers in Paris

Vor dem in Paris neugegründeten „Comité Franco-Allemagne“ hielt der Reichsportführer von Tschammer und Osten eine Rede, in der er u. a. ausführte:

„An dem Beispiel der Antike erkennen wir, daß die Leibesübungen schlechtweg zu den großen Bildungsfaktoren der Menschheit zählen und daß, so wichtig eine Erziehung vom Geiste her sein mag, eine Erziehung vom Leibe her nicht minder wichtig ist. Bildung und Erziehung können nicht in allen Völkern gleich sein. Die Entwicklung in Deutschland hat nicht dazu geführt, wie vielfach im Ausland die Ansicht vertreten wird, der Betrieb der Leibesübungen sei halb oder ganz verstaatlicht worden, und die deutsche Jugend werde auf die Plätze und in die Hallen kommandiert. Nein, an dem grundlegenden Prinzip der Freiwilligkeit wurde und wird nicht gerührt.“

Der Reichsportführer beschrieb sodann in kurzen Zügen die Entwicklung der deutschen Leibesübungen und die Lage bis zum totalen Umbruch, um dann den Aufbau und die Ordnung im Deutschen Reichsbund für Leibesübungen zu schildern. Nach Darlegung des Gesamtzwecks der Leibesübungen, der sich aus den vier Teilzwecken „Erziehungs- und Bildungszweck“, „Gesundheitszweck“, „Kampfwert“ und „Schönheitszweck“ zusammensetzt, ging der Reichsportführer auf Mißverständnisse des Auslandes ein und führte aus:

„Ich weiß, daß es über nichts mehr Mißverständnisse geben könnte als gerade darüber, daß wir uns zu einer Bejahung des Kampfwertes des Sports bekennen. Ich möchte deswegen eine französische Stimme für mich sprechen lassen. Am 10. März d. J. schrieb einer der großen französischen Sportblätter anlässlich einer französisch-deutschen Sportbegegnung: „Der Sport hat gestern alles vereint: das Spiel mit seinen sportlichen Leistungen, mit seiner Notwendigkeit der schnellen geistigen Kombination, die Liebe zu dem lebhaften Spiel der Fahnen, den Respekt vor demjenigen, den man zu Unrecht „Begner“ nennt und der nur demselben Ideal folgend, sich eine letzte Ueberlegenheit erkämpft.“

„Ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich die Tendenz der deutschen Auffassung über den Zweck der Leibesübungen vollinhaltlich in den Worten des Franzosen wiedergefunden habe: Den Respekt vor demjenigen, den man zu Unrecht Begner nennt und der, nur demselben Ideal nachstrebend, sich eine letzte Ueberlegenheit erkämpft.“

Es ist mir in ausländischen Zeitungen immer wieder gesagt worden, ich hätte den deutschen Sport politisiert. Wahrhaftig! Ich bekenne mich schuldig, das getan zu haben. Allerdings in einem ganz anderen Sinn, als man es von mir behauptet. Ich habe den Willen und die Liebe für die Leibesübungen in Deutschland neu entfacht. Ich habe die Jugend in Begeisterung mitgerissen, das ist in der Tat eine politische Handlung. Wenn die Leibesübungen selbst auch alles andere als politisch sind, so rufen sie dennoch durch den größeren oder geringeren Grad ihres Vorhandenseins eine politische Wirkung hervor. Über politische Geschäfte kann man mit dem Sport nicht machen, und wir denken in Deutschland an nichts weniger als daran, das zu tun.

Der Sport steht groß und einfach zwischen den Men-

schen der verschiedenen Nationen. Er spricht die Sprache des Herzens; wenn nun durch eine solche menschliche Aussprache über die Grenzen der Völker hinweg das Verstehen gefördert wird, dann freilich wird auch eine politische Wirkung erzielt. Den Vorwurf, in diesem Sinne den Leibesübungen eine politische Mission zuzuerkennen, nehme ich gern auf mich.“

Abschließend sprach der Reichsportführer über die olympische Idee und die Olympischen Spiele Berlin 1936. Er hob hervor, daß noch nie in der Geschichte der modernen Olympischen Spiele sich ein Staatsoberhaupt mit solchem Enthusiasmus für sie eingesetzt habe wie der Führer und Reichskanzler und daß das ganze deutsche Volk bemüht sei, für die Olympischen Spiele Kampfstätten zu errichten, die der Würde und Größe dieser Spiele entsprechen.

Nachdem von dem Präsidenten des Comité Franco-Allemagne ein Hoch auf den Führer und von dem deutschen Volksherrn ein Hoch auf den Präsidenten der französischen Republik ausgebracht worden war, hielt

Kommandant L'hospital

eine herzliche Ansprache, in der er alle Gäste willkommen hieß. Zum Ziel der Arbeit habe man sich die Förderung der privaten und öffentlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland auf allen Gebieten gesetzt, insbesondere in geistiger, wissenschaftlicher, künstlerischer und sportlicher Hinsicht, um durch ein besseres gegenseitiges Verstehen zur Festigung des europäischen Friedens beizutragen (Beifall). „Wenn wir“, so fuhr der Redner fort, „ein festes Gebäude errichten wollen, müssen wir es vermeiden, unsere Blicke auf den gegenwärtigen Gesichtskreis zu beschränken. Man muß das Ziel fest ins Auge fassen, das wir erreichen wollen im Gedanken an die Generationen, die uns folgen werden.“

Die Vaterlandsliebe, die jeden Staatsbürger befehlen muß, hat nicht ein Mißverstehen der anderen Länder zur Folge.

Ein Volk, so schrieb Marschall Foch, lebt von der Arbeit und nicht nur vom Ruhm. Es scheint mir, daß unsere beiden Länder in ihrer Geschichte ausreichend Ruhm finden, um nun jene Stimmung der Ruhe und Harmonie zu schaffen, dank der der Mann in der Familie und in der Werkstatt endlich wird frei atmen und der Zukunft mit mehr Vertrauen entgegengehen können. Diese Stimmung würde über die Grenzen hinweg wirken und die Sicherheit beeinflussen.

Man muß hoffen, daß ein Tag kommen wird, an dem unsere beiden großen Länder in der Erkenntnis der Bedeutung der Sicherheit und des Friedens eine vertrauensvolle Zusammenarbeit aufnehmen können. Frankreich ist vorsichtig in seinen Freundschaften, aber diese Vorsicht ist eine Gewähr seiner Treue.

Der Präsident des Französischen Olympischen Ausschusses, Massard, dankte dem Reichsportführer für seine mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen, wogegen er die Präsidenten des Deutschen Olympia-Ausschusses zu der vorbildlichen Organisation der Olympischen Spiele und erhob sein Glas auf das Gelingen der Olympiade 1936.



Roman von Bernhard Lomker.

23. Fortsetzung.

Der Abschied von Donath und dessen Frau war sehr herzlich. Die beiden Alten bedauerten sein Scheiden aufrichtig, wenn sie ihm die bessere Zukunft auch ebenso ehrlich gönnten.

Der Dienstmann hatte die Koffer bereits aufgeladen. Mit einem herzlichen „Auf Wiedersehen!“ verabschiedete sich Luz. Donath begleitete ihn bis an das Tor. Sie drückten sich nochmals die Hand. Luz winkte noch einmal zu Mutter Donath zurück, die in der Tür des Gartenhauses stand. Dann schloß sich die hohe Gittertür hinter ihm.

Er hatte die Empfindung, als ob es ein Abschied für immer wäre. Ohne den Blick hinzuwenden, ging er an der Villa vorüber.

Er hatte in einer ruhigen, etwas abgelegenen Straße ein sehr behagliches Zimmer gemietet. Seine Wirtin, eine würdige alte Dame, hieß ihn freundlich willkommen. Er hatte bereits zu Abend gegessen und ging sogleich daran, seine Sachen auszupacken und sich einzurichten.

Einen kleinen Stoß zusammengebundener Briefe hielt er nachdenklich einen Augenblick in der Hand. Dann legte er das Bündel auf den Schreibtisch. Es waren die letzten Briefe seiner Mutter, die sie ihm während seiner Gymnasialzeit geschrieben und die er sorgsam als Vermächtnis und teures Andenken aufbewahrt hatte. Als er mit dem Auspacken fertig war, setzte er sich an den Schreibtisch und nahm die Briefe wieder zur Hand. Er fand jetzt vor einem neuen, bedeutungsvollen Lebensabschnitt und hatte ein stilles, tiefes Bedürfnis nach einem Wort der toten Mutter. Ihm war, als ob er wieder wie früher vor sie hinträten könnte mit seinen kleinen und großen Sorgen und Erlebnissen, um ihren Rat und ihren Zuspruch entgegenzunehmen. Da hatte man sich nun trotz seiner jungen Jahre mannaft mit dem Leben herumgeschlagen; aber es mußte wohl immer wieder einmal eine Stunde kommen, wo man sich zurückwand in die von Liebe umsorgte und behütete Kindheit.

Blatt um Blatt las Luz in tiefer Versunkenheit. Manch gutes, liebevolles Wort wurde wieder lebendig. Und ganz langsam fleg das Bild der verlorenen Heimat wieder vor

seinen Augen auf. Der mächtige Gutshof, die weiten, wogenden Felder, die sonnendurchflaute altmärkische Heide, der dunkle Kiefernwald, die flammenden Birkenstämme. Ein feuriges Klappengeknatter trappelte mit dem herrlich bequemen Rutschwagen tänzelnd über die sandige Landstraße hin. Die Vögel sangen, Aazien und Lupinen dufteten süß und stark.

Luz atmete schwer. Wie weit, wie weit lag das alles zurück! Und wie nahe war es einem doch in der Erinnerung...

Er las weiter. Plötzlich fühlte er, wie sein Herz einen jähen, merkwürdigen Schlag tat. Die Mutter schrieb: „Gestern war Urjel Barnhagen wieder bei mir. Sie ist noch immer das liebe Ding von früher. Wir haben viel und lange von Dir gesprochen. Sie läßt Dich niemals und herzlich grüßen.“

Mit der Gewalt eines rauschenden Sturzbaches gingen diese kurzen Worte über Luz hin. Urjel Barnhagen — es war, als ob ihr Bild lange von einem dunklen Vorhang verhüllt gewesen wäre, der nun mit einem Male zurückgezogen wurde. Mit fast greifbarer Deutlichkeit hatte er ihr liebes, offenes Gesicht vor sich: das schimmernde Blondhaar, die herrlichen blauen Augen.

Im gleichen Augenblick mußte er an Sibylle denken. Welch himmelweiter Unterschied bestand doch zwischen den beiden! An Urjel — wie er sie in der Erinnerung hatte — war alles klar und durchsichtig; man spürte ihr Herz in jedem Wort. Sibylle war ein berauschend schönes, aber Schmerzen bringendes und gefährliches Rätsel. In Urjels Wesen spürte man den Ernst und die Kraft der Erde — bei Sibylle war alles ein Schwanken, war alles nur Laune und Spiel.

Luz dachte wieder daran, wie er Urjel damals beim Abschied geküßt hatte. Ob sie sich wohl auch manchmal daran erinnert haben mochte? Vielleicht. Aber es war nun die vielen Jahre her. Heute dachte sie wohl kaum noch an ihn; sie hatte inzwischen gewiß geheiratet. Es war Torheit, sich durch diese Erinnerung so aufzuwiegen zu lassen. Und doch war es gut. Die Erinnerung gab Kraft, sich zu wappnen und zu wehren gegen die Gefahr, die irgendwie von Sibylle zu kommen drohte und die Luz dunkel in jedem Nerv zu spüren meinte. Es war wohl ein Wert der Vorlesung, daß ihm die Briefe der Mutter gerade heute wieder in die Hände kommen mußten.

Er stand auf und ließ ein paar Mal durch das Zimmer. Dann blieb er wieder stehen und reichte sich in den Schultern.

„Nein, Sibylle Giedt, Sie irren sich, wenn Sie glauben, mit Luz Dornow ein launenhaftes Spiel treiben zu können!“

Man würde sich nicht wieder in diesen unsinnigen, bedrückenden Rausch hineinziehen lassen, und wenn es gleich tausendfache Wunden und Schmerzen geben sollte!

Vierzehntes Kapitel.

Luz war nun bereits einige Tage in seiner neuen Stellung tätig. Er ging mit Eifer ans Werk und arbeitete sich rasch ein. Der Oberingenieur war sehr zufrieden mit ihm, zumal er in der Tat manchen wertvollen Wink von ihm erhielt. Giedt erkundigte sich gleich in den ersten Tagen einmal nach Luz. Er bekam die beste Auskunft.

Sibylle zeigte in diesen Tagen ein sehr sonderbares Wesen. Oft ließ sie in sichtlich Unruhe durch das Haus, dann wieder saß sie stundenlang zusammengeschockt in irgendeinem Winkel und träumte vor sich hin. Manchmal schalt sie ohne jeden Grund mit dem Mädchen. Einmal fuhr sie sogar den alten Donath heftig an, zu dem sie sonst auf ihre Weise immer freundlich war.

Der Nachfolger von Luz war ein gewandter, ansehnlicher Mensch, der sich alle Mühe gab, seinen Dienst gewissenhaft zu versehen. Sibylle fand nichts an ihm zu tadeln, obgleich sie förmlich nach etwas suchte, was ihr, Anlaß dazu hätte geben können. Es ärgerte sie im stillen, daß es an dem Manne nichts auszusuchen gab.

Eines Morgens erhielt sie von Brudner wieder einen Brief. Er schrieb sehr zärtliche und sehnstige Worte, die sie mit gefurchter Stirn zur Kenntnis nahm. Zum Schluß teilte er ihr mit, daß er sich bei einer befreundeten Firma für Luz Dornow verwendet habe. Man sei nicht abgeneigt, Luz einzustellen, er solle in den nächsten Tagen einmal zur Vorstellung und Besprechung nach Berlin fahren. Ein merkwürdiges Lächeln lag um Sibylles Lippen, als sie sich hinsetzte und Brudner antwortete, daß ihr Vater bereits für Luz gesorgt habe.

Luz hatte dem kommenden Donnerstag mit nicht sehr angenehmen Gefühlen entgegenzusehen, so sehr er die Musik auch liebte. Es war nicht leicht, Sibylle Giedt gegenüber jetzt den richtigen Ton und das richtige Verhalten zu finden. Er überlegte wiederholt, ob er nicht wenigstens für diesmal unter irgendeinem Vorwand absagen sollte. Aber ihm fiel keine einigermaßen glaubhafte Ausrede ein. Es ging überdies wohl auch nicht gut; man war Sibylle — oder doch ihrem Vater — immerhin verpflichtet. Vielleicht fand sich später eine Möglichkeit, die Musikabende einzuschränken. Vielleicht bekam Sibylle es mit der Zeit auch selber satt. Vor allem, wenn sie merkte, daß man sich nicht als Spielball ihrer Launen gebrauchen ließ. Und das würde sie sehr bald merken!

(Fortsetzung folgt.)